19. September 1934 Beilage zum Posener Tageblatt Nummer 212

In freier Stunde

Drei Häuser

Roman von Hans-Caspar v. Zobeltitz

(15. Fortsetzung) (Nachdruck verboten)

Stolz war der Großvater. Stolz und besorgt.

Ueber den Gutshof ritt Carla, vorbei an der Schäferei, deren Tore weit offen standen. Die Schwalben schossen aus und ein. Dunkle Leere war drinnen. Die Herde war auf der Heide, nur ein paar verspätete Mutterschafe blökten laut und sehnsuchtsvoll aus der Finsternis.

Stille war ringsum. Gespann, Knechte, Maschine waren draußen auf dem Felde. Der Schnitt begann. Der Hafer war fast reif und der Roggen gelb. Da waren alle Hände tätig.

Carla trabte an. Dem Falkenvorwerker See zu. Der Wald lockte sie und die Uferkühle.

Ueber einen Weizenschlag hinweg hielt sie Ausschau. Hinten am Rollberg gingen die Binder im Korn. Wie Mühlenflügel hoben und senkten sich die Greifer. Drei Maschinen gingen hintereinander. Sechs Pferdeköpfe wippten und schlugen davor, — die Sommerfliegen stiegen und schwärmten aus den fallenden Halmen.

Zur Linken standen in langen Reihen Kartoffeln, sauber behackt, die Furchen gleichmäßig und tief. Keine Kornblume, kaum eine Winde im Grün. Es herrschte Ordnung im Feld.

Ein Lächeln war da. „Der Wrangel wird schon Schwung dahinter setzen," sagte der Großvater. Der Baron Wrangel, der Baron Axel Wrangel, der Maschinenmeister, der Herr Erste Beamte der gräflich Falkenbergschen Herrschaft Golmitz.

In den Kartoffelschlag lenkte Carla den Fuchs: eine Furche trabte sie entlang. Auf die schmale, lange Brache wollte sie, die jenseits lag, auf die Brache, die dieser famose Wrangel doch noch nicht unter den Pflug gebracht hatte, trotz seiner Kunstdung- und Maschinentheorien, trotz seines gerühmten Organisationstalentes, seiner Gabe, Arbeit einzuteilen. Für Kurland mochte sie gereicht haben, für die Uckermark reichte sie doch nicht. — Es war schon gut so: so war die Galloppierbahn frei geblieben bis herunter zum See, bis heran zur Waldschneise und auf ihr entlang im weiten Bogen bis Falkenvorwerk. Tausend Meter erst über Feld, dann der Graben, dann drei Kilometer oder vier zwischen den hohen Kieferstämmen. Hubertus-Jagdbahn war es oft genug gewesen, wenn die Hunde hinter der gelegten Schleppe gingen.

Noch einmal hielt Carla Ausschau, als sie auf der Brache ankam. Die lag etwas höher als der Weg, den sie jenseits der Kartoffeln verlassen. Weiter konnte sie sehen. Die Binder waren verschwunden. Eine Erdwelle deckte sie. Aber links auf der anderen Seite sah sie neue Arbeit, die Stampftöne der Motoren trug der Wind herüber. Da gingen in der niedrigen Gerste die Mähmaschinen hinter den Treckern. Die weißen Kopftücher der Binderinnen leuchteten in der prallen Sonne. Nur ein Pferdekopf ragte über die Halme, der braune, schlanke Vollblüterkopf der Lady Macbeth. Auf den ersten Blick erkannte ihn Carla. Also dort war Wrangel, natürlich bei seinen geliebten Maschinen.

Sie nahm die Schenkel heran und drückte den Gaul vorwärts. Noch ein wenig mehr auf die Höhe. Bis sie in voller Silhouette gegen den lichtblauen Horizont stehen mußte. — Mochte er sie sehen. Wiederum sehen. Das Spiel konnte von neuem beginnen.

Sie wartete.

Richtig, da saß er auf und trabte an. Nicht auf sie zu, sondern abwärts gegen den See hin. Er kannte ja das Gelände wie sie, wußte, wie Brache und Schneise liefen, wußte auch, daß erst dicht am Seeufer die Brücke über den Graben ging. Komteß würde die Brücke nehmen. Er sollte sich geirrt haben.

Sie drehte den Fuchs ab. Erst ein paar Längen Trab und den Wallach versammelt, dann eine leichte Hilfe mit Trense und Schenkel, ein williges Anspringen zum Galopp. Sie sah nach links. Fast im gleichen Augenblick sprang drüben die Lady Macbeth an.

Die Brache senkte sich. Tief setzte sich Carla in den Sattel, senkrecht hielt sie auf den Graben zu. Die Ufer waren fest, sie wußte es. Der Graben war breit, seine vier, fünf Meter mochte er haben; was ging es sie an. Der Fuchs würde es schon schaffen.

Etwas fester die Trense, scharf zwischen die Schenkeln die Pferdeweichen. Ein Blick noch nach links: dicht war er schon vor der Brücke, im leichten Kanter; jetzt fiel er in Trab. Er dachte wohl, sie abgeschnitten zu haben.

Da kam der Graben. Einen Augenblick gab sie dem Fuchs edn Kopf frei. „Hopp!" Hell und lachend rief sie es. Aus den Kiefernstämmen kam es als Echo zurück. Dann flog sie über die Wasserfläche. Glatt landete der Gaul, ein bißchen tief mit der Hinterhand, die er mit einem Ruck sofort nachzog, so stark und plötzlich, daß sie vornüber knickte. Aber sie saß sofort wieder fest, fing ein wenig das Tempo ein, klopfte dem Tier den Hals. „Brav so — brav."

Dann ging es in die Schneise hinein.

Sie brauchte sich nicht umzublicken, sie hörte die Galoppsprünge hinter sich. Ruhig ließ sie den Fuchs gehen, sie wußte, was die Lady Macbeth leisten konnte. Bis Falkenvorwerk kam sie dem Fuchs nicht an die Gurten.

Aber plötzlich hörte sie, daß die Sprünge hinter ihr näher und näher kamen. Sie hörte schon das gleichmäßige Schnaufen der galoppierenden Stute. Es war ihr, als ob sie um ihr Leben ritte. Jetzt trieb sie den Fuchs, griff sie zur Peitsche. Eine wilde Jagd wurde es. Aber trotzdem schob sich der braune Pferdekopf neben sie, Sprung um Sprung etwas mehr. Bis die beiden Pferde in gleicher Höhe nebeneinander lagen.

Da parierte sie durch. Kurz, heftig.

Und im gleichen Moment stand auch die Stute.

„Was soll die Jagd, Baron Wrangel?"

„Ich könnte dasselbe fragen, Gräfin, aber ich frage es nicht, denn ich weiß, was sie mir soll."

„Und dürfte ich fragen: was?"

Scharf sah er sie an. „Es hat keinen Sinn, Gräfin, daß Sie mir ausweichen. Dreimal sind Sie mir entkommen. Heute fast wieder. So wird es vielleicht noch des öfteren sein. Aber es nutzt Ihnen nichts: Sie werden doch meine Frau!"

Tief zog er seine Mütze. Im ruhigen Trabe ritt er davon, die Schneise zurück, die er ihr nachgejagt war.

*

Langsam ging Carla von ihrem Zimmer zur Halle, langsam und wiegend. Sie fühlte, wie der weite Rock des Stilkleides sich bauschte, wie er hin- und herwippte. Zum erstenmal seit ihrer Ankunft trug sie dies Gewand, das ganz anders und festlicher war als die Abendkleider, die sie bisher aus ihrem Schrank genommen. Die Taille lag ganz glatt an, der Ausschnitt ließ den Hals tief frei, nur dünne Perlschnüre liefen über die Achseln, die Schultern, die Arme waren entblößt.

Rokoko war es, galantes, zierliches Rokoko.

Es war zu viel für diesen Abend, dieses schlichte Essen zu Dritt. Sie wußte es. Und dennoch hatte sie es gewählt.

Graf Falkenberg wartete schon in der Halle. Er erhob sich aus dem tiefen Klubsessel am Kamin, als Carla eintrat. Er stutzte: „So feierlich, Mädel?"

„Es ist unser letzter Abend allein. Morgen sind die Eltern da und Anna und Christof. Dann ist es ein großer Kreis mit viel Lärm und viel Leben. Dann ist die Feierlichkeit hin. Da wollte ich mich noch einmal schmücken. Für dich, Großvater."

Er sah sie lange an und schmunzelte. Leise strich er ihren Arm herab von der Schulter zum Handgelenk. Weich und kühl war die Haut.

„Hübsch siehst du aus, Mädel. Wirst du eitel, wenn ich's dir sage? Deine Großmutter hatte auch diese vollen, schlanken Arme."

Ein wenig rot wurde Carla. Sie dachte daran, daß sie lange vor dem Spiegel gestanden, ihre Arme gehoben hatte, weit nach den Seiten ausgestreckt und dann die Hände hinter dem Kopf gekreuzt hatte; jede Linie hatte sie beobachtet, den Lauf der blauen Adern, das Spiel des Lichts auf der Haut.

Ja, ihre Arme waren schön, schön wie ihre Schultern und wie ihr Hals. Sie hatte es geprüft. Sie wußte, wie weit sie sich über ihren Teller beugen durfte, wenn er ihr gegenüber saß.

Dann kam Axel Wrangel. Wie immer zum Abendessen im Smoking nach dem Gesetz auf Schloß Golmitz. Wie immer trat er ein mit sicherem, festem Schritt. Wie immer trat er zuerst auf sie zu, streckte ihr die Hand entgegen. „Guten Abend, Gräfin." Wie immer. Als ob nichts geschehen sei.

Auch sie hatte sein wollen wie immer. Und nun mußte sie doch die Zähne zusammenbeißen, um nicht aufzufahren, um ihm nicht ins Gesicht zu schreien — nein, nicht zu schreien: zu zischen — irgendwelche Worte über seine Anmaßung, irgend etwas, was ihn erniedrigte, ihn kränkte, über seine Stellung, sein Dienen, sein Beamtentum. Seine Ruhe reizte sie, seine Sicherheit, das Unveränderte des Tonfalls.

Und dann legte sie doch ihre Hand in seine Rechte, kurz, flüchtig, wie immer. Und wie immer nahm er sie, nicht mit einer Spur mehr des Drucks. Er hätte es wagen sollen . . . Aber auch nicht einen Schlag schneller schien sein Puls zu gehen.

Sie saßen am Tisch. Paul servierte lautlos. Der alte Langermann stand wie eine Säule am Büfett, bis ihn der Graf mit einem Blick heranwinkte und leise einen Auftrag gab.

Wrangel berichtete vom Arbeitstage. Auch das war stets so: wie weit sie mit dem Schnitt gekommen und wieviel Fuder eingefahren, welche Nachrichten er telephonisch von Golzenaue, Adolfsruh empfangen. „In Falkenvorwerk war ich selbst. Da müssen für diese Tage noch ein paar Gespanne hin; es gibt viel Arbeit, auf dem leichten Boden ist fast alles auf einmal schlagreif. Ich denke, ich kann die Pferde vom Golmitzer Hof nehmen, die Motortrecker haben sich heute wieder glänzend bewährt, fast die doppelte Leistung wie die Gäule. Mit ihnen komme ich hier schon durch." Er machte eine Pause. „Das wäre alles, Herr Graf. Nein, doch nicht. Auf Schlag 19 zwischen dem Ellernweg und der Seebrache ist noch eine Unregelmäßigkeit vorgekommen. Wir haben da — Herr Graf wissen ja — die Saatkartoffeln, die Centifolia, Kameckesche Nachzucht. Leider ist heute ein Unberufener quer durch den Schlag geritten. Wendland fand die Spur. Ich weiß noch nicht . . ."

„Wenn Sie es noch nicht wissen sollten: i c h ritt durch den Schlag."

Scharf setzte Carla die Worte.

„Verzeihung, Gräfin, wenn ich geahnt hätte . . ."

In dem Augenblick kam Langermann. Er stellte einen Sektkühler neben den Hausherrn, Paul setzte Spitzkelche auf den Tisch.

Graf Falkenberg nahm die Flasche und schenkte ein. „Der Schaden wird wohl nicht bedeutend sein," sagte er leichthin, und dann: „Auf dein Wohl, Carla, es waren liebe Tage mit dir allein." Er hob sein Glas und stieß mit ihr an und dann mit Axel Wrangel.

Carla hatte ihr Glas schon fast an den Lippen, als sich Wrangel auch höflich gegen sie neigte: „Gräfin!" Sie konnte nicht anders, sie mußte noch einmal absetzen, mußte sich etwas vorbeugen, um mit ihrem Glase über die breite Tischfläche an das seine zu gelangen, das er ihr wartend entgegenhielt. Unwillkürlich hob sie ihre Linke und legte sie auf den Rand ihres Ausschnittes.

Dann klangen ihre Gläser.

*

Ganz kampflos war die Zeit vor der Abreise im Falkenbergschen Hause in der Josephinenstraße nicht abgelaufen. Die Einladung des Großvaters erregte Widerspruch auf allen Seiten. „Was sollen wir jetzt in Golmitz?" fragten Anna und Christof fast gleichzeitig, und die Gräfin meinte: „Ich lasse das Haus in den unsicheren Zeiten nicht allein." Sofort hatte Christof hinter die Bedenken der Mutter: „Dann bleibe ich hier, Mama, das ist das Beste, ich bewache das Haus, bis ihr wiederkommt, und reise dann; ich soll ja sowieso im Herbst zu Leuchtenstein auf Gamspirsch nach Reuten kommen."

Aber der Vater sprach ein Machtwort: „Nee, lieber Junge, hierbleiben gibt's nicht. So allein auf dem Berliner Pflaster, das würde dir einmal nicht bekommen, und zum andern wäre mir dann nicht einmal die Bewachung der Wohnung garantiert. Die ist auch nicht notwendig: eins der Mädels bleibt im Hause, und außerdem bitte ich Zimmer, daß Breithauer und der Chauffeur mit aufpassen. So haben wir's immer gemacht, und es ist nie etwas passiert."

Damit war der erste Widerstand gebrochen. Als abends beim Schlafengehen die Gräfin noch einmal an dem Entschluß rütteln wollte — sie liebte Golmitz nicht übermäßig, weil sie sich dort dem Schwiegervater fügen mußte —, sagte Falkenberg: „Wir müssen uns fügen, Liebste; es ist einfach Zwang, Klugheit. Wir sind nun einmal noch vom Vater abhängig. Deshalb können wir ihm keinen Korb geben.“ Und nach einer Weile: „Mir ist es dazu recht lieb, wenn wir einmal sechs oder acht Wochen die Betriebskosten hier sparen. Ich weiß sowieso oft kaum, wie ich es mit dem Gelde schaffen soll. Vaters Zulage und meine Pension sind doch jetzt alles. Die Pension reicht knapp für unser aller Garderobe. Und Vaters Zulage — angenehm ist's nicht, da immer wieder um Erhöhung betteln zu müssen; sauer wird's mir in meinem Alter, darauf kannst du dich verlassen.“

Die Gräfin zog ein sehr langes Gesicht. Die pekuniären Auseinandersetzungen vor dem Schlafengehen waren ihr äußerst peinlich; aber ihr Mann liebte nun einmal, gerade zu dieser Stunde alles Unangenehme zu besprechen. Sie schlief dann immer schwer ein; zwei-, dreimal hörte sie vom Flur herauf die Uhr schlagen, und Sorgen und Zahlen belasteten den Kopf.

„Das kann doch aber nicht beständig so weitergehen, Friedrich,“ meinte sie. „Irgendwie muß da Rat geschaffen werden.“

„Wir müssen eben abwarten.“

„Abwarten? Ich finde, wir warten schon reichlich lange.“

„Das ist Falkenberg-Schicksal. Ueberhaupt Schicksal aller Majoratserben. Wenn's letzten Endes gar nicht mehr geht, müssen wir das Haus hier vermieten und ganz nach Golmitz ziehen. Vater wird das schon einsehen. Und genug Platz ist ja in Golmitz.“

„Um Gottes willen.“

„Oder ich muß mir eine Stellung suchen. Muß dazuverdienen. Personalchef in irgendeinem Industriekonzern wie Erzleben oder Redlin. Oder sonst einen ähnlichen Posten. Zimmer würde mir schon helfen.“

„Ausgerechnet Zimmer. Jetzt nach der Affäre mit Carla.“

„Ich bitt' dich. Von der spricht doch niemand mehr. Am allerletzten Zimmer selbst. Und du bist doch auch wieder mit Frau von Zimmer ganz d'accord.“

„Gewiß. Aber als Bittender zu ihnen hinübergehen. Das wäre mehr als unangenehm.“

Graf Falkenberg drückte sehr bedächtig seine Paste aus der Tube auf die Zahnbürste. „Es ist vieles sehr unangenehm jetzt, liebe Beate.“

(Fortsetzung folgt)

Ihr tiefster Eindruck

Von Walther Franke-Ruta.

Reisen ist bestimmt ein Vergnügen, aber dieses Vergnügen will gelernt sein. Ungelerntes Reisen in fremde Städte und in fremde Länder ist keine Erholung. Sommerfrische ist eine Erholung. Ein munterer Bach, ein paar helle Birken, ein geruhsamer Blick auf ferne Höhenzüge, eine grüne Wiese, dazu noch ein dickes Buch und ebensolche Milch, ferner: falls lieferbar, Sonnenschein: das ist Erholung.

Reisen in fremde Länder, in fremde Städte, in fremdes Milieu ist eine anstrengende nervenfressende Arbeit, sollte nicht ohne gewissenhafte Vorbereitung unternommen werden, und nur von Leuten, die sich zu Hause erholen können.

Freundschaft mit einem munteren Bach, mit hellen Birken und einer grünen Wiese zu schließen, ist heutzutage schon ein großer Schritt für den Großstadtmenschen, aber doch ein Schritt, der ihn näher zu Gott oder der Natur bringt. Eine holterdipolter unternommene Reise in eine fremde Stadt, womöglich in ein fremdes Land, ist eine bitterböse Arbeit — und führt zu nichts, und macht keine Freude, und hinterläßt keinen Eindruck — und wenn schon — einen falschen Eindruck.

Denn Kopf und Herz sind nun mal nicht anders wie der Magen: man darf ihnen nicht zu viel auf einmal zumuten. Es bekommt einem nicht.

Wer klug ist und den richtigen Instinkt hat, begnügt sich auch an der überladenen Tafel mit den einfachen Dingen, an die er gewöhnt ist und die er verträgt — — und überläßt Magendrücken und Kopfschmerzen den anderen. Oder auch: die Aufnahmeorgane sind von selber vernünftig und verweigern die Annahme, und begnügen sich mit Gräupchen und Kohlrabi, wo schwere Hummer und Weine auf dem Tische stehen . . .

So geschah es Tante Guste, und sie hatte recht damit. Nun ist sie lange tot, und es ist nichts von ihr übrig geblieben als der Ausdruck: „Ach . . . die Köhe auf der Woide!“ — — und das ist schon sehr viel.

Denn was einer auf einer flüchtigen Reise in einer fremden Stadt sieht, entspricht ja gar nicht dem Wesen dieser Stadt. Ungeordnet drängen sich tausend neuer Eindrücke auf, verdrängen einander, verschieben ihre Proportionen, trüben das Bild. Ein Mann, der zwei Tage in Rom oder Berlin oder Paris gewesen ist, nimmt ein Kaleidoskop sich überschneidender schemenhafter Eindrücke mit nach Hause, die nichts Erlebtes mehr an sich haben. Es geht ihm wie dem Langstreckenfahrer im Europarennen: „Rom? Rom? . . . war das nicht, wo die Straße so holprig wurde?“

Nichts ist beschämender, als wenn man eine Stadt, die man nur flüchtig gesehen hat, später noch einmal gründlich kennen lernt. Ich war einmal zwei Tage in einer fremden Stadt, von der ich noch nicht wußte, daß ich später Jahre lang in ihr wohnen würde. Zwei Abende lang storchte ich durch Straßen und Gassen der Innenstadt und bemerkte vor allem zwei Dinge: eine scheinbar überraschende Fülle von Geschäften, in denen Früchte aus Marzipan feilgeboten wurden, und eine Unzahl von Läden, in denen Meerschaumpfeifen verkauft wurden. Ich hatte den heftigen Eindruck, als ob die Einwohner dieser Stadt sich im wesentlichen von Marzipanfrüchten ernährten und Meerschaumpfeifen dazu rauchten. Mit diesem Eindruck verließ ich die Stadt.

Der Wahrheit die Ehre zu geben, habe ich dann diesen Eindruck im Laufe der nächsten Jahre korrigieren müssen. Aber das Sonderbare ist doch das, daß es in dieser ganzen Stadt gerade zwei Geschäfte gibt, die Marzipanfrüchte verkaufen, und ebenfalls zwei Geschäfte, die Meerschaumpfeifen vertreiben, und diese insgesamt vier Geschäfte lagen nebeneinander — — und die hatte ich auch richtiggehend gleich zu Anfang bemerkt. Alle anderen, wirklich bezeichnenden Dinge traten erst viel später in Erscheinung.

So ähnlich war es der obenerwähnten Tante Guste ergangen, als sie, in nicht mehr ganz jungen Jahren, zum ersten Male nach Paris kam. Onkel nahm sie auf einer Geschäftsreise ein paar Tage mit. Wir waren alle sehr gespannt, was Tante Guste von Paris erzählen würde, vom Louvre, und den Tuilerien, von Versailles und gar von Moulin Rouge — und wir fürchteten sehr, daß Tante Guste, durch Pariser Eleganz bis zur Unkenntlichkeit entstellt, sich gar nicht mehr zurechtfinden würde in unserem heimischen Milieu. Wir waren sehr gespannt und fragten: „Na, Tantchen, wie war's denn in Paris?“

Das war zu jener Zeit, wo die Frauen noch Stoßborten an den Röcken trugen, und drunter trugen sie einen Anstandsrock und einen Spitzenrock und einen Kattunrock, und wo die jungen Frauen wie ihre eigenen Großmütter aussahen, und wo die Frauen noch flöteten, wenn sie etwas Ungewöhnliches zu sagen hatten . . . also, Tante Guste hob die Augen gen Himmel und flötete: „Ach — die Köhe auf der Woide!“

Es dauerte immerhin ein ganzes Weilchen, bis wir herausgefunden hatten, daß Tante Guste nicht etwa Kühe gemeint hatte, die auf dem Pariser Opernplatz weideten, sondern daß sie Kühe meinte, die sie während der Bahnfahrt an den Ufern der Loire bemerkt hatte, richtige normale Milchkühe, wie es sie überall gibt — die hatten es ihr angetan. Das ganze Paris mit seinem Trubel, seinen Monumenten, seinen Menschenmassen, seinem rasenden Leben war ihr völlig unbekannt geblieben — das war ihr zu viel gewesen, das hatte ihr

Kopf nicht aufnehmen wollen. Eingegangen war ihr nur eines: die Kühe auf der Weide. Ebensolche Kühe, wie sie in jeder Sommerfrische hätte haben können, wo es einen munteren Bach, ein paar helle Birken, einen geruhsamen Blick auf ferne Höhen und eine grüne Wiese gibt, und um deretwillen man wahrhaftigen Gottes nicht erst nach Paris zu fahren braucht... ganz abgesehen davon, daß die dicken Bücher und die dicke Milch hierzulande besser sind.

Tränen am Geburtstag

Von Felix Rohmer.

„Da hätte ich beinahe," erinnerte Peter sich lächelnd — gerade als Sibylle zum zweiten Mal die auf dem Frühstückstisch aufgebauten Geschenke bewundern wollte —, „ja, da hätte ich beinahe vergessen, daß ich ja noch ein Geburtstagsgeschenk für dich habe. Das schönste vielleicht, wenn du Glück hast. Und warum solltest du eigentlich kein Glück haben?"

Und er entnahm seiner Brieftasche ein bunt bedrucktes Blättchen, das auf den ersten Blick aussah wie eine Banknote.

„Was ist denn das?" freute sich Sibylle. „Ein Los," sagte Peter bedeutungsvoll. „Ein Los zur Rennlotterie. Die Ziehung ist am ersten Oktober, und wenn du, wie gesagt, Glück hast . . ."

„Wenn ich Glück habe?" wollte Sibylle wissen.

„Dann hast du am zweiten ein paar tausend Mark."

„Wieviel tausend Mark?" Sibylle war für genaue Angaben, das steckte ihr im Blut, sie hatte immer rechnen müssen. Jetzt, als Frau, noch mehr beinahe als früher. Denn Peters Gehalt — ach, es war nicht von einer Höhe, über die zu reden es sich verlohnte.

„Wieviel?" überlegte Peter und lehnte sich behaglich in seinem Stuhl zurück. Er hatte sich zwei Stunden Urlaub erbeten, zu Ehren dieses Tages. „Weißt du, genau wird sich das nicht angeben lassen. Es ist nämlich keine Geldlotterie, sondern eine Ausspielung von Waren. Und der erste Preis, der Hauptgewinn also, das ist ein Auto. Ein vornehmes, kostbares Auto — weiß der Himmel, was für eine Marke. Ich verstehe mich ja nicht darauf. Jedenfalls eine teure Sache, der Wert des Wagens ist mit sechstausend Mark angegeben. Freilich: wenn man es verkauft, bekommt man nie den vollen Preis, obgleich es fabrikneu ist."

„Verkauft?" Sibylle zog die Augenbrauen hoch. „Aber wer spricht denn von verkaufen, Liebster. Weißt du, wenn unsereins mal das Glück in den Schoß fallen sollte, Besitzer eines richtigen, vornehmen Autos zu werden . . ."

„So hilft dir das gar nichts," unterbrach Peter seine Frau. „Was willst du mit dem Auto anfangen — möchtest du mir das sagen, Dummchen?"

Er warf sich ordentlich in die Brust, so überlegen kam er sich vor. Wirklich, Sibylle war doch sonst ein vernünftiges, ein verständiges Ding — wie mochte sie nur auf so einen törichten Einfall kommen?

„Was ich damit anfangen will?" erwiderte Sibylle und blickte verträumt mit ihren großen blauen Augen in eine märchenhafte Ferne. „Ich will fahren, natürlich, wozu sonst hat man denn ein Auto. Ich will in der Stadt spazierenfahren und mich beneiden lassen, von allen Frauen, die mich sehen. Und wenn ich dieses Spiels müde bin, dann will ich reisen, im eigenen Wagen durch das ganze, schöne Deutschland und noch weiter immer noch weiter . . .

„Du bist verrückt," erregte sich Peter, der diesem phantastischen Fluge von Sibylles Gedanken nicht zu folgen vermochte. „Gar nichts kannst du anfangen mit dem Auto. Um es selbst zu fahren, müßtest du einen Führerschein haben, du müßtest, um ihn zu erhalten, dich vorher ausbilden lassen. Das ist nicht billig. Und damit ist auch noch nichts getan. Man müßte eine Garage mieten. Dann kommen die laufenden Unterhaltungskosten, Benzin und Oel und Abnutzung und kleine Reparaturen, Versicherung und so . . . wie sollte ich das wohl aus meinem kümmerlichen Gehalt bestreiten?"

„Ach was," entgegnete Sibylle. „Dann nimmt man eben eine Hypothek aufs Auto auf.. Wenn es beinahe so teuer ist wie ein Haus, wird man es wohl auch wie ein Haus beleihen können."

„Du wirst den Wagen nicht beleihen und wirst nicht damit spazierenfahren," erboste sich Peter. „Sondern du wirst ihn verkaufen, und mit dem Geld kannst du dann ja machen, was du lustig bist. Ich ja dein Geld. Ich habe dir das Los ja geschenkt. Meinetwegen kauf dir 'nen Pelz oder Kleider oder den Teppich, den du mir schon so lange wünschst, und die Frisiertoilette und sonst was, wenn du's schon nicht fertig bekommst, es für schlimme Tage auf die hohe Kante zu legen. Jedenfalls: so 'n Unsinn, der uns mit Sicherheit an den Bettelstab bringen würde, den dulde ich nicht. Wiedersehen!"

Und er sprang auf, ließ die Tasse Kaffee halb ausgetrunken stehen und stürmte wütend hinaus, ohne den üblichen Abschiedskuß.

Erst draußen beruhigte er sich. „Eigentlich blöd," dachte er, „sich so um des Kaisers Bart zu zanken. Das Los wird ja doch nur 'ne Niete sein."

Zu Hause saß Sibylle, heulte vor sich hin, und ihre Tränen tropften auf das bunte Fetzchen Papier.

„So ein dummes Los," schluchzte sie, „den ganzen Geburtstag hat es mir verdorben." Und zerriß es sorgfältig in kleine Stücke.

Der Rennverein machte mit seiner diesjährigen Lotterie ein gutes Geschäft. Denn gerade der erste, der kostbarste Gewinn, eine herrliche Luxuslimousine, wurde nicht abgeholt, obwohl die in Frage kommende Losnummer erst wenige Tage vor der Ziehung verkauft worden war.

Zeitschriften

Der Deutsche Student. Septemberheft 1934. Verlag Wilh. Gottl. Korn, Breslau 1. Einzelheft RM. 0.60, vierteljährlich RM. 1.80.

Im ersten Teil des neuen Heftes erscheinen vier Aufsätze, die sich alle mit der Erneuerung der wissenschaftlichen Lehre und Forschung beschäftigen. Der einleitende, ebenso kurze wie inhaltsreiche Aufsatz von Ernst Krieck stößt auf den Kern der Frage, wenn er sagt: es geht um eine neue, uns nötige Art der Fragestellung und Antwortfindung. Im zweiten Artikel bezeichnet Dr. Lohmann, der komm. Führer der deutschen Dozentenschaft, die Aufgaben, die heute an den Dozenten gestellt werden müssen. Wenn er dabei das „Mannestum" in den Vordergrund stellt, so deckt sich das durchaus mit dem Aufsatz Dr. Hohlfelders über den „Lehrer im Dritten Reich", der ebenfalls die charakterliche Stärke als Hauptsache fordert und mit dem Worte von Flex schließt: Führer sein heißt seinen Leuten vorleben, das vorsterben ist nur ein Teil davon. Eduard Klein bringt dann Anregungen zur studentischen Gemeinschaftsforschung, die von der volklichen Wirklichkeit, nicht von einer Fragestellung „an sich" auszugehen habe. Ueber die Aufgabe der Kunst in der völkischen Erziehung schreibt O. Abetz, der u. a. verlangt, daß man nicht die fertige Formenwelt der Erwachsenen in die Phantasiewelt der Kinder hineinzwänge, die ja nicht Abbilder des Lebens, sondern Sinnbilder suchten.

Erst der Fußgänger! Von Woche zu Woche steigen die Ziffern der dem modernen Verkehr zum Opfer gefallenen Toten und Verletzten in England. Ihr Schicksal ist dem ständigen Weiterwachsen des Autoverkehrs zuzuschreiben. Dabei ist England bekannt für seine disziplinierten Automobilisten, für die gegenseitige Rücksichtnahme der Menschen auf der Straße. Der englische Verkehrsminister hat persönlich an Dutzenden von Stellen der Metropole, den großen Ausfallstraßen, in den ländlichen Bezirken, den kleinen Städten und der Provinz die Sicherheit der sich zu Fuß bewegenden Passanten geprüft und plötzlich eine sehr bemerkenswerte Neuordnung eingeführt. Während allgemein und der Natur der Sache nach auf den Fahrdämmen das Kraftfahrzeug bisher den Vortritt hatte, ist jetzt an mehr als tausend Stellen eine Art Fußgängerbrücke zum Kreuzen des Straßendammes geschaffen worden. Ueber diese Fußgängerbrücke berichtet ein sehr unterrichtender Bilderartikel in der neuesten Nummer Nr. 37) des **Illustrierten Blattes.** Eine reizende Hundeballade „**Tobias und Klarissa**" wird Hundefreunden viel Spaß machen, und eine Liebesgeschichte „Seltsame Brautfahrt" ist etwas für nachdenkliche Leser. Humor und Aktuelles sind wieder besonders stark vertreten. Diese reichhaltige Ausgabe des Illustrierten Blattes ist ab Sonnabend überall für 20 Pfennig erhältlich.

Fröhliche Ecke

Die Hauptleistung

„Skandal — wie schäbig uns der Direktor bezahlt!"

„Gewiß — aber man kann auch nicht viel verlangen — als Programmverkäufer."

„Na — wir müssen doch auch jeden Abend alles anhören!"

*

Die Verwöhnte

„Ist Rolf hingekniet, als er dir seine Liebe erklärte?"

„Stehend nehme ich überhaupt keine Liebeserklärung entgegen!"

*

Verkehrt aufgefaßt

„Den Schnaps trinkt mein Mann jetzt aus edm Maßkrug! Ist das nicht schrecklich?"

„Warum schrecklich? Schmeckt er aus dem Maßkrug nicht?"